

IV. Wirkungsforschung: Pornos schaden dreifach

Tabea Freitag

Die Wirkungen von Pornografiekonsum wurden in den letzten Jahrzehnten in zahlreichen internationalen Studien untersucht. Neben der signifikanten Veränderung von Einstellungen lassen sich zusammenfassend insbesondere drei Wirkungsbereiche unterscheiden:

1. eine beeinträchtigte Fähigkeit zu partnerschaftlicher Intimität, das heißt ein negativer Einfluss auf die Empathie- und Bindungsfähigkeit sowie auf die sexuelle Zufriedenheit
2. eine potentielle Abhängigkeitsentwicklung
3. eine zunehmende Toleranz für und Bereitschaft zu sexueller Gewalt

Wirkungsforschung

Neben korrelativen Studien, die mögliche Zusammenhänge aufzeigen, jedoch keine Aussage über Ursache und Wirkung erlauben, wurden zur Ermittlung kausaler Wirkungen zahlreiche experimentelle Studien durchgeführt. Daneben wurden Regressionsanalysen durchgeführt (ausgehend von sexueller Gewalt wurde nach deren Prädiktoren geforscht), desweiteren Vergleichsstudien mit Sexualstraftätern, neurophysiologische Untersuchungen (Suchtforschung) sowie Längsschnittstudien. Die Ergebnisse lassen insgesamt keinen Zweifel daran, dass länger andauernder Pornografiekonsum vielfältige negative Auswirkungen auf Erwachsene hat.

Aufgrund der ethisch begründeten rechtlichen Auflage, Jugendliche keinen pornografischen Inhalten auszusetzen, können experimentelle Studien nur an Erwachsenen durchgeführt werden. Da Heranwachsende jedoch unumstritten durch Medien stärker beeinflusst werden als Erwachsene, muss von einer Übertragbarkeit der Ergebnisse abgesehen werden. Zudem liefern Längsschnittuntersuchungen mit Jugendlichen aussagekräftige Befunde darüber, wie sich bei häufigem Konsum von Pornografie Einstellungen und Verhalten mit der Zeit verändern. Die viel zitierte Behauptung, es gäbe keine einschlägigen Studien oder eine schädliche Wirkung sei nicht nachgewiesen, entbehrt daher jeder wissenschaftlichen Grundlage. Die gegenteilige Behauptung, die Harmlosigkeit von Pornografie sei nachgewiesen, stützt sich in Deutschland im Wesentlichen auf eine Interviewstudie von Matthiesen und auf drei Argumentationslinien, die in dem Abschnitt „die Gegenposition“ zusammengefasst werden.

1. Einfluss von Pornografie auf Partnerschaft und Sexualität

Wirkung von Pornografie auf Einstellungen zu Sexualität und Beziehung

In mehreren großen Längsschnittuntersuchungen unter niederländischen Jugendlichen (Peter und Valkenburg 2006, 2008, 2010) erwies sich intensiver jugendlicher Pornografiekonsum als eindeutiger Prädiktor für Einstellungen, die Sexualität von jedem Beziehungskontext trennen und Frauen als Sexobjekte betrachten. Je öfter Jugendliche Pornografie konsumieren, umso mehr stimmen sie im einjährigen Verlauf Aussagen zu, die unverbindliche Sexualität und One-Night-Stands befürworten (P. und V. 2008, n = 2.343, Alter 13-20 J.). Pornografiekonsum fördert eine instrumentelle Sicht von Sexualität (Sex als primär körperlicher Akt, mit beliebigen/wechselnden Partnern, Sex als ein Spiel, auch ohne Beziehung) auf Kosten einer beziehungsorientierten und emotionalen Sicht



von Sexualität. (P. und V. 2010, n = 959). Umgekehrt nehmen sich Jungen, je stärker sie beziehungsorientiert sind, eine Einschränkung ihres Konsums vor (Grimm 2010, qualitative Befragung).

Ein „biologistisches Geschlechterrollenmodell“ (Grimm) nutzen sowohl Jungen wie auch Porno-tolerierende Mädchen als Normalisierungsstrategie: „Pornos sind normal. Jungen brauchen das wegen ihrer Triebe.“ Mit dieser Deutung von Pornografie versuchen viele Mädchen, die mehrheitlich mit Abwehr und Ekel auf Pornografie reagieren, ihre ambivalenten Gefühle angesichts der Normalität von Pornografie zu bewältigen. Einerseits stehen sie unter sexuellem Leistungsdruck, den durch Pornos geprägten Erwartungen der Jungen zu entsprechen, andererseits wünschen sie, dass die pornografischen Drehbücher nicht zu stark in die eigene Beziehung eindringen.

Doch Pornografie beeinflusst – selbst bei Erwachsenen – die Vorstellung dessen, was normal und üblich sei: Zillmann (2004) stellte in einer Reihe von Untersuchungen fest, dass intensiver Pornografiekonsum dazu führt, dass die meisten Konsumenten die reale Häufigkeit von Praktiken wie Anal-, Gruppensex und SM-Praktiken ebenso überschätzen wie die Verbreitung von Affären und Promiskuität. Auf das reale Verhalten bezogen zeigen Regressionsanalysen (Morgan, 2011), dass häufiger Pornografiekonsum mit einer höheren Präferenz für solche pornotypischen Praktiken, häufigerem Partnerwechsel und Gelegenheitssex einher geht.

Auch bei Jugendlichen haben sich sexuelle Präferenzen und reales Sexualverhalten hinsichtlich pornotypischer Praktiken wie Analverkehr stark verändert. In Studien zur Sexualität ostdeutscher Jugendlichen im historischen Vergleich (Weller, 2013) zeigte sich:

Bei den befragten 16–18-jährigen Jugendlichen hat im Vergleichszeitraum 1990 bis 2012 die Erfahrung mit Analverkehr stark zugenommen, von 7% auf 25% bei den jungen Frauen, von 3% auf 16% bei den jungen Männern¹. Zugleich ist die Ablehnung dieser Praktik deutlich zurückgegangen, bei den Mädchen von 91% auf 59%, bei den Jungen von 86% auf 44%. Eine solche Befragung erlaubt keine kausalen Schlüsse, jedoch bekunden männliche Intensivnutzer von Pornografie einen stärkeren Wunsch nach Analsex als seltene Nutzer.

Neben der Veränderung von Präferenzen fördert intensiver Konsum die Überzeugung, promiskues Verhalten sei natürlich, gesund und normal. Entsprechend fördert er auch eine ablehnende Haltung gegenüber Familiengründung und Kinderwunsch (Zillmann 2004). Häufiger Pornografiekonsum fördert Einstellungen wie „find, fuck and forget“ gegenüber Frauen (Zillmann, 1988). Auf das Verhalten bezogen ist die Nutzung von Internet-Pornografie verbunden mit allgemein promiskuitiverem Verhalten, der Inanspruchnahme von sexuellen Dienstleistungen und partnerschaftlicher Untreue (Wright & Randall 2012, S.1410; Luder et al. 2011, S.1027). In der Zusammenschau wirkt sich Pornografie demnach beziehungsfeindlich aus.

Diese Jugendgefährdung durch Pornografie wird immer wieder mit der Begründung infrage gestellt, die praktizierte Jugendsexualität zeige laut der BZgA-Studie (2010) Grund zur Entwarnung, da „das erste Mal“ nicht in früherem Alter und überwiegend in einer festen Beziehung stattfinde. Eine differenziertere Betrachtung zeigt jedoch:

Eine „feste Beziehung“ dauert durchschnittlich drei Monate (Dr.-Sommer-Studie 2009) und trotz einer großen Sehnsucht der Jugendlichen nach Liebe, Romantik und Bindung ist für 44% aller befragten 11–17-jährigen Jungen und ein Viertel der Mädchen Sex ohne verliebt zu sein okay. 73% der sexuell erfahrenen Jungen und 48% der Mädchen können sich einen One-Night-Stand vorstellen (Dr.-Sommer-Studie 2009). Wie in Kap. 1 dargelegt, können Beziehungswünsche und die Bereitschaft zu Gelegenheitssex und Affären auch gleichzeitig bestehen.

Neben der Veränderung von Präferenzen fördert intensiver Konsum die Überzeugung, promiskues Verhalten sei natürlich, gesund und normal. Entsprechend fördert er auch eine ablehnende Haltung gegenüber Familiengründung und Kinderwunsch. Häufiger Pornografiekonsum fördert Einstellungen wie „find, fuck and forget“ gegenüber Frauen.

¹ Die Geschlechtsunterschiede sind hier unrealistisch. Die jungen Frauen scheinen, berücksichtigt man die Frage nach der Akzeptanz, weniger sozial erwünscht geantwortet zu haben als die jungen Männer.

Einfluss von Pornografie auf die sexuelle Zufriedenheit und Empathiefähigkeit

Während Jugendliche, je öfter sie pornografische Inhalte konsumieren, diese sowohl für realistischer (Peter & Valkenburg 2006-2010) als auch für nützlicher („dazugelernt“) halten, nimmt gleichzeitig ihre sexuelle Unsicherheit wie auch die Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Sexualität bei häufigem Pornografiekonsum zu (P. & V. 2008, 2009, 2010).

Gemäß der Theorie des sozialen Vergleichs könnte sich beides aus dem Vergleich mit unerreichbaren Idealen körperlicher Attraktivität wie auch sexueller Performance – sei es die eigene oder die des Partners/der Partnerin – erklären. Experimentelle Studien zeigten, dass die Attraktivität der Partnerin nach wiederholtem Pornografiekonsum geringer eingestuft wird (Zillmann & Bryant 1988). Naheliegender ist zudem auch ein indirekter Einfluss auf die sexuelle Zufriedenheit durch geringere emotionale und sexuelle Intimität in der Partnerschaft.

Die Forschergruppe um Stulhofer (2007, S. 80) fand bei jungen Frauen und Männern, dass der Einfluss von Pornografiekonsum auf die sexuelle Zufriedenheit in erster Linie durch den negativen Einfluss von übernommenen pornografischen Drehbüchern auf die partnerschaftliche Intimität vermittelt wird. Nach Zillmann (1988, 2004) führte in einer Reihe von Untersuchungen die intensive Nutzung pornografischer Medien sowohl zu einer Abnahme der sexuellen Zufriedenheit als auch zu einem überdauernden Anstieg von „sexueller Gefühllosigkeit“ von Männern gegenüber Frauen, d.h. einer deutlich geringeren Empathie und Wertschätzung in der sexuellen Beziehung. Partnerschaften werden also vor allem auf der Ebene der erlebten Intimität beeinflusst.

Wenn Männer Pornografie verwendeten, konnte in verschiedenen Studien-Designs eine geringere Empathie und Hingabe gegenüber der Partnerin beobachtet werden (Lambert et al. 2012, S.410). Außerdem wird die Qualität der Beziehung und der Sexualität als geringer eingeschätzt (Morgan 2011, S.520; Poulsen, Busby & Galovan, in Druck). In einer großen Explorationsstudie (15.246 US-Bürger) zur Nutzung von Pornografie und Cybersex und deren Folgen für die Partnerschaft berichteten Frauen über mehr negative Konsequenzen einschließlich negativerem Körperbild, gesteigener Partnerkritik an ihrem Körper, erhöhtem Druck, das in pornografischen Filmen Gesehene durchzuführen und weniger tatsächlichem Sex. Männer berichteten, dass sie kritischer gegenüber dem Körper ihrer Partnerin/ihrer Partners und weniger an tatsächlichem Geschlechtsverkehr interessiert waren (Albright, 2009). Die Vermeidung partnerschaftlicher Sexualität zugunsten solitärer Masturbation vor dem Rechner senkt die sexuelle Zufriedenheit wie auch die Lebenszufriedenheit für beide Partner. Långström & Hanson (2006) fanden in einer repräsentativen nicht-klinischen Erhebung, dass die Häufigkeit von partnerschaftlicher Sexualität fast linear mit der allgemeinen Lebenszufriedenheit zusammenhängt, während die Häufigkeit von Masturbation (auch in einer festen Partnerschaft) umgekehrt mit wachsender Unzufriedenheit korreliert. Häufige Masturbation wie auch unpersönliche Sexualkontakte hängen zudem mit vermehrten paraphilen sexuellen Interessen (z.B. SM), Süchten und gesundheitlichen Problemen zusammen.

Impotenz in der Partnerschaft durch exzessiven Pornografiekonsum

Ein wissenschaftlich bisher kaum untersuchtes bzw. publiziertes Problem, das aber von zahlreichen Betroffenen in Beratung und Therapie sowie in diversen Internetforen von jungen Männern geschildert wird, ist eine nach längerem und häufigem Pornografiekonsum sich einstellende Impotenz in der Partnerschaft. Diese lässt sich insbesondere durch die stark erhöhte Reizschwelle und durch Konditionierungsprozesse erklären (s.u.). Wer an intensive bzw. extreme audio-visuelle Stimuli und an den festen Handgriff bei der Masturbation gewöhnt ist, wird durch natürliche visuelle und sensorische Reize einer Partnerin kaum noch erregt. Weitergehende Informationen finden sich unter www.your-brainonporn.com, Forenbeiträge auch unter www.erektion.de.

In einer großen Explorationsstudie (15.246 US-Bürger) zur Nutzung von Pornografie und Cybersex und deren Folgen für die Partnerschaft berichteten Frauen über mehr negative Konsequenzen einschließlich negativerem Körperbild, gesteigener Partnerkritik an ihrem Körper, erhöhtem Druck, das in pornografischen Filmen Gesehene durchzuführen und weniger tatsächlichem Sex.



Cybersexaffären

Neben dem (passiven) Konsum von Pornografie haben auch interaktive Formen des Cybersex verheerende Folgen für die Partnerschaft. Viele Trennungen und Scheidungen stehen im Zusammenhang mit dem Betrug des Partners/der Partnerin durch Cyberaffären (vgl. z.B. Young, 2000, 2008). Dafür stehen nicht nur auf Seitensprünge spezialisierte Netzangebote zur Verfügung, sondern auch eine unüberschaubare Fülle von Chatforen, interaktiven Erotikangeboten, Dating-Portalen bis hin zu entsprechenden Smartphone Apps, die das Angebot an sofort verfügbaren Sexualkontakten in nächster Umgebung anzeigen. Die Übergänge zwischen Pornografie, interaktivem Cybersex und der Anbahnung realer Sexualkontakte werden dadurch zunehmend fließend.

2. Abhängigkeitsentwicklung (Internet-Sexsucht)

Studien zur Internetsucht

Nach Kimberly Young (2008), internationale Expertin und Pionierin auf dem Gebiet der Medienabhängigkeit, ist Internet-Sexsucht die häufigste Form eines problematischen Internetgebrauchs. Auch eine Längsschnittuntersuchung der Forschergruppe um Meerkerk (2006) kam zu dem Ergebnis, dass von allen Internetapplikationen Erotika das höchste Suchtpotential aufweisen.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine repräsentative Studie in Österreich, die Schülerinnen und Schüler ab der 9. Klassenstufe aus 100 Schulklassen aller Schultypen befragte (n = 2.095) (Lederer & Geishofer, 2011): Während bei der Frage nach ihren Aktivitäten im Internet Video, Audio, Informationssuche und soziale Netzwerke am häufigsten genannt wurden, erwies sich die Wahrscheinlichkeit, in eine suchtgefährdete oder süchtige Internetnutzung zu geraten, bei den Nutzungsbereichen Erotik/Sex/Porno (4,3-faches Risiko) und Spiel mit Geldeinsatz (4,9-faches Risiko) am höchsten.

Die Studie zeigte zudem einen starken Anstieg des exzessiven und süchtigen Internetkonsums bei den SchülerInnen ab 18 Jahren. In der deutschen Pinta-Studie (Rumpf et.al. 2011) spielt Internet-Sexsucht nur eine geringe Rolle. Das liegt vermutlich daran, dass durch die in dieser Studie telefonische (Pinta 1) bzw. persönliche (Pinta 2) Befragung soziale Erwünschtheit und Scham eine wesentlich größere Rolle spielen als bei voll anonymisierten Befragungen. Bei Freitextantworten („Welche Aktivität im Internet...?“) wird Pornografie und Cybersex generell wesentlich seltener genannt als es der tatsächlichen Nutzung entspricht. Wenn in Studien nach online-Aktivitäten wie Social media, Unterhaltung, Surfen, Downloading etc. gefragt wird und nicht explizit nach deren Inhalten, können sich zudem erotische Inhalte und Cybersexaktivitäten hinter vielen dieser Anwendungen verstecken, ohne erfasst zu werden.

Insgesamt ist die Datenlage zur Abhängigkeitsentwicklung bei Pornografiekonsum bzw. zur Internet-Sexsucht defizitär und das Forschungsinteresse an dieser Thematik äußerst gering. Schätzungen zur Prävalenz der Internet-Sexsucht liegen zwischen 3–8% der Bevölkerung. In einer schwedischen Untersuchung (Daneback, Ross & Mansson, 2006) wurden 6% der erwachsenen Internetnutzer (n = 1.835) als (online-)sexsüchtig klassifiziert, davon waren 74 % männlich. Bisher gibt es nur wenige Studien, die eine Cybersexabhängigkeit in der Adoleszenz erfassen.

In einer südkoreanischen Studie (Koo & Kim, 2007) gaben 6,7% der 690 befragten SchülerInnen (Middle und High Schools in Seoul) in Selbstbeurteilungsfragebögen (u.a. Cybersex Addiction Index) an, von Cybersex abhängig zu sein. Die Cybersex-Abhängigkeit korrelierte zudem mit der Akzeptanz sexueller Gewalt.

In einer Studie des KFN² (Rehbein & Mößle, 2013) wurde der Anteil internetabhängiger Jugendlicher bestimmt (7.-10.Klasse, mittleres Alter 14,5, n = 4.436). Diese wurden zudem gefragt, welche Aktivität am meisten zu ihrer Sucht beigetragen hat. Von den internetsüchtigen Jungen benennen 17,2% Pornografie als primär ursächlich für ihre Pro-

Nach Kimberly Young (2008), internationale Expertin und Pionierin auf dem Gebiet der Medienabhängigkeit, ist Internet-Sexsucht die häufigste Form eines problematischen Internetgebrauchs. Auch eine Längsschnittuntersuchung der Forschergruppe um Meerkerk (2006) kam zu dem Ergebnis, dass von allen Internetapplikationen Erotika das höchste Suchtpotential aufweisen.

² KFN Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen

blematik. Da ein exzessiver Konsum von Pornografie sich in vielen Fällen erst später entwickelt (s.o.), wäre eine vergleichbare Studie mit 18- bis 25-Jährigen aufschlussreich.

Geringes Problembewusstsein

In der Regel wird eine süchtige Problematik von den Betroffenen lange bagatellisiert oder verleugnet. Betroffene Erwachsene suchen gewöhnlich erst dann Hilfe in Beratung und Therapie, wenn ihre Partnerschaft an der Pornografiesucht zu zerbrechen droht oder andere schwerwiegende Folgen der Sucht eintreten (Arbeitsplatzverlust, Strafanzeige wegen illegaler Inhalte u.a.). Jugendliche suchen selten von sich aus Hilfe, um aus exzessivem Pornografiekonsum auszusteigen, denn die gravierendsten Folgen eines dauerhaften Konsums, insbesondere die massive Beeinträchtigung der Fähigkeit, eine empathische intime Partnerschaft zu leben, erzeugt in der Regel erst Jahre später Leidensdruck – oder eine stabile Partnerschaft wird vermieden.

Zudem leidet unter den o. g. Folgen wie Empathieverlust, Abwertung, Grenzverletzungen oder Desinteresse an partnerschaftlicher Sexualität primär die Partnerin (vgl. Albright, 2009, Lambert et al. 2012, Zillmann, 2004 u.a.). Durch die ständige Verfügbarkeit medialer Sexangebote, mittels Smartphone auch nachts, in der Schule und im Urlaub, sagen uns viele Jugendliche auf Nachfrage, dass sie noch nie versucht haben, drei Wochen ohne Pornos auszukommen. Ohne Abstinenzphasen erleben sie entsprechend auch keine Entzugssymptome und entwickeln kaum Problembewusstsein.

Da Pornografie als Suchtmittel kostenlos und jederzeit, auch zuhause, verfügbar ist, werden keine Widerstände erlebt (finanziell, kriminell, gesundheitlich) und Betroffene bleiben für ihre Umgebung meist jahrelang unauffällig. Pornografie ist zudem als Konsummittel gesellschaftlich weitgehend anerkannt, als potentielles Suchtmittel dagegen kaum im Bewusstsein.

Zwanghaftes Kopfkino und sexualisierte Wahrnehmung anderer

Nach unserer Erfahrung in Prävention und Beratung kann eine Beeinträchtigung für Jugendliche jedoch in der ständigen gedanklichen Beschäftigung mit sexuellen Inhalten bestehen (Konzentrationsprobleme und übersexualisierte Wahrnehmung anderer), denn nach dem Pornokonsum geht das Kopfkino vielfach auch offline weiter.

In einer Längsschnittuntersuchung zeigten Jungen (mittleres Alter 14 J.) mit einem erhöhten Internet-Pornografiekonsum einen signifikanten schulischen Leistungsabfall sechs Monate später (Beyens et. al., 2014). Aktuelle neuropsychologische Untersuchungen weisen darauf hin, dass es bei einem süchtigen Internet-Sex-Gebrauch zu spezifischen Veränderungen kommt (u.a. Beeinträchtigung des Arbeitsgedächtnisses, der Entscheidungsfindung und der kognitiven Kontrolle), die denen anderer Suchterkrankungen ähneln (u.a. Brand, Young & Laier, 2014, Voon et. al., 2014).

Längsschnittstudien von Peter & Valkenburg (2008) zeigen, dass der Konsum von sexuellen Internetinhalten bei 13- bis 20-Jährigen im einjährigen (!) Verlauf eine exzessive, fast ständige Beschäftigung mit sexuellen Gedanken und Phantasien („sexual preoccupation“) fördert. Das Kopfkino verstärkt wiederum den Drang nach Online-Sexangeboten.

Das Ausmaß subjektiver Erregung durch Pornografie spielt dabei eine vermittelnde Rolle. Je stärker die sexuelle Erregung beim Betrachten pornografischer Inhalte, desto eher entwickelt sich eine süchtige Dynamik (Brand et. al., 2011).

Toleranzentwicklung und Suchtdynamik

Eine Toleranzentwicklung zeigte sich in experimentellen Studien (Zillmann, 2004): Die sexuelle Erregung bei Konsum von pornografischen Medien tritt zu Beginn stark ein, geht aber bei wiederholtem Medienkonsum zurück. Softcore-Pornografie wird bei Konsum über einen längeren Zeitraum als zunehmend langweilig empfunden. Diese Habitua-

*Da Pornografie als Suchtmittel
kostenlos und jederzeit,
auch zuhause, verfügbar ist,
werden keine Widerstände erlebt
(finanziell, kriminell, gesundheitlich)
und Betroffene bleiben
für ihre Umgebung
meist jahrelang unauffällig.
Pornografie ist zudem als
Konsummittel gesellschaftlich
weitgehend anerkannt,
als potentielles Suchtmittel
dagegen kaum im Bewusstsein.*



tionsprozesse könnten die unten genannte deutlich erhöhte Präferenz für härtere und deviante Inhalte bei einem großen Teil der häufigen Konsumenten erklären.

In unserer Beratung und Therapie (ca. 50 Betroffene jährlich) erleben wir verschiedene Formen der Toleranzentwicklung: Einige berichten über eine Steigerung der Quantität, aber nicht der Inhalte. Andere schildern auch den Konsum immer härterer Inhalte. Wieder andere haben sich ausgehend von passivem Konsum auch zunehmend auf interaktiven Cybersex und das Aufsuchen von Prostituierten, vielfach neben einer festen Partnerschaft eingelassen.

Betroffene berichten, dass am Anfang die positiven Effekte des Konsums wie sexuelle Erregung und Masturbation, Neugier und Faszination im Vordergrund standen (positive Verstärkung), während mit der Zeit Pornografiekonsum zunehmend auch der Bewältigung negativer Gefühls- und Spannungszustände diene (negative Verstärkung).

Erkenntnisse aus der neurobiologischen Suchtforschung zeigen, dass sexuelle Stimulation durch pornografisches Bildmaterial auf ähnliche Weise das körpereigene Belohnungssystem (mesolimbische dopaminerge System) aktiviert wie stimulierende Drogen (u.a. Stark et. al., 2005, Plant & Plant 2003). Neurochemische Prozesse können erklären, warum bei Pornografiesucht vergleichbar mit stoffgebundenen Süchten ein Kontrollverlust sowie der unwiderstehliche Drang (Craving) nach dem Suchtmittel erlebt wird.

Visuelle sexuelle Stimuli gehören bekanntlich zu den wirksamsten Verstärkern – eine Erkenntnis, die sich die Werbung seit langem zunutze macht. Verbunden mit Masturbation können sie einen raschen Adrenalin-, Dopamin- und Opiatkick auslösen, den man sich im Internet jederzeit verabreichen kann: eine schnelle, jederzeit verfügbare, stark belohnende und darum hochwirksame Selbstmedikation per Mausclick gegen Langeweile, Frust oder Einsamkeit.

Internet-Pornografie und Cybersex wird auch als „Crack Kokain“³ der sexuellen Sucht bezeichnet: Je einfacher (ohne eigene Anstrengung), schneller (sofortige Wirkung) und eindimensionaler (auf Erregungssuche reduziert, ohne Beziehungsarbeit und emotionale Beteiligung) eine intensive Belohnungs- und Kickwirkung erzielt wird, desto höher ist das Suchtpotential eines Konsummittels.

Internetgebundene sexuelle Sucht äußert sich bei Männern am häufigsten durch exzessiven Pornokonsum verbunden mit zwanghafter Masturbation, bei Frauen am häufigsten durch sexbezogenes Chatten und andere Formen des interaktiven Cybersex (Schneider, 2000). Frauen mit sexsüchtiger Problematik berichten deutlich häufiger als Männer, dass aus den Internetkontakten reale Sexualkontakte offline hervorgehen (u.a. Schneider, 2000).

Internet-Sex bietet eine schnelle, jederzeit verfügbare, stark belohnende und darum hochwirksame Selbstmedikation per Mausclick gegen Langeweile, Frust oder Einsamkeit.

Diagnostische Einordnung

Während die Kernsymptomatik, die für Betroffene Anlass ist, Hilfe zu suchen, von WissenschaftlerInnen und Klinikern seit vielen Jahren weitgehend übereinstimmend beschrieben wird, konnte bislang keine Einigung über die Terminologie und diagnostische Einordnung erzielt werden⁴. Nach Carnes (1991)⁵, Roth (2007) sowie Briken, Hill und Berner (2008, 2009) kann exzessiver Konsum von Pornografie eine Form sexueller Sucht sein. Massiver Widerstand gegen eine diagnostische Kategorie „sexual addiction“ wurde insbesondere immer wieder „wegen der befürchteten Einschränkungen liberaler sexueller Einstellungen durch diese Kategorisierung“ laut (u.a. zit. in Briken, Hill & Berner, 2009).

³ „Cybersex is the crack kokaine of sexual addiction“ Dr. Robert Weiss, director of the Sexual Recovery Institute in Los Angeles, <http://www.robertweissmsw.com/porn-addiction/> (Zugriff 12.10.13)

⁴ Diskutiert wurde, ob das Störungsbild den Impulskontrollstörungen, Zwangsstörungen, sexuellen Störungen oder den Suchterkrankungen zuzuordnen ist, eine Zusammenfassung siehe Freitag, 2012 /2014

⁵ Nach Carnes sind die Leitkriterien dieser Sucht u.a. das Erleben von Kontrollverlust (erfolglose Versuche einer Kontrolle, Reduktion oder Beendigung des Konsums), Toleranzentwicklung mit Progression des Verhaltens trotz negativer psychosozialer Konsequenzen, Leidensdruck und Entzugserscheinungen sowie das Nutzen von Sexualität als primäre Bewältigungsstrategie bei schmerzhaften Gefühlen oder Problemen. Ähnliche Kriterien wurden später von Young (2001) sowie von Kafka (2010) formuliert.

Die Gewöhnung an intensive digitale Stimulanzen mit sofortiger, starker Belohnungswirkung und die damit verbundenen Konditionierungsprozesse greifen massiv in die psychosexuelle und Persönlichkeitsentwicklung ein und erschweren die Integration der erwachenden Sexualität in all ihren Facetten in die eigene Persönlichkeit.

Solche Interessenslagen erschweren nicht nur eine sachlich-klinische Betrachtungsweise und eingehende Forschung, sondern auch den Ausbau eines Hilfesystems für Betroffene, die in ihrem Leidensdruck bislang kaum fachlich kompetente Anlaufstellen finden.

Ähnlichkeiten der „Internet-Sexsucht“ in Symptomatik, Neurobiologie und Störungsdynamik zu stoffgebundenen Süchten legen die Konzeptualisierung als stoffungebundene Sucht bzw. Verhaltenssucht nahe. Wie oben dargelegt, wird Pornografie- bzw. Internet-Sexsucht auch als eine Form der Medienabhängigkeit/Internetsucht verstanden.⁶

Während das Konzept der Verhaltenssuchte im ICD⁷ 11 Eingang findet, kann im gegenwärtigen Klassifikationssystem (ICD 10-GM) die Internet-Sexsucht nach einem Vorschlag zur diagnostischen Einordnung (Kafka 1997, 1999, Briken und Basdekis-Jozsa 2010) als (nicht deviante) sexuell süchtige Symptomatik zu den paraphilie-verwandten Störungen (ICD: nicht näher bezeichnete Störung der Sexualpräferenz) gezählt werden.

Allerdings lässt die frühe, bei den meisten Ratsuchenden bereits in einer (vor)pubertären Lebensphase begonnene mediale Prägung durch pornografische Skripte eine a priori sexuelle Störung bzw. sexuelle Präferenzstörung ungerechtfertigt erscheinen. Diese wirkt stigmatisierend und wird zudem der speziellen medienbasierten Entwicklung der Suchtdynamik nicht gerecht.⁸

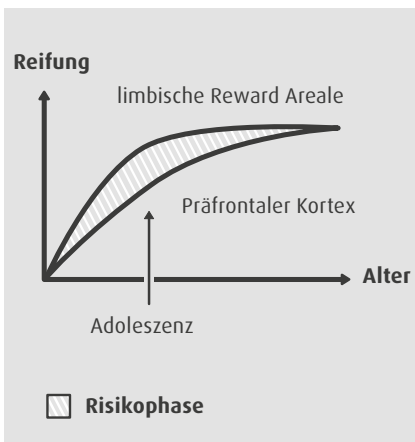
Die Gewöhnung an intensive digitale Stimulanzen mit sofortiger, starker Belohnungswirkung und die damit verbundenen Konditionierungsprozesse greifen massiv in die psychosexuelle und Persönlichkeitsentwicklung ein und erschweren die Integration der erwachenden Sexualität in all ihren Facetten in die eigene Persönlichkeit. Diese neurobiologisch wirksamen Lernprozesse unterliegen nur bedingt einer höheren kortikalen Kontrolle (Stark, 2013).

Viel Gas – wenig Bremse

Eines der aktuell einflussreichsten neurobiologischen Modelle zur Erklärung von typischem bzw. risikohaftem Verhalten in der Adoleszenz und der höheren Suchtgefährdung in dieser Altersphase wurde von der New Yorker Arbeitsgruppe um Casey entwickelt (Konrad et. al., 2013). Basierend auf neuroanatomischen Befunden und funktionellen Bildgebungsstudien geht dieses Modell davon aus, dass es bei Jugendlichen durch eine vergleichsweise frühe Reifung subkortikaler Hirnareale und eine verzögerte Reifung präfrontaler Kontrollareale zu einem Ungleichgewicht kommt (Grafik).

In emotionalen Situationen gewinnt das weiter gereifte limbische System sowie das Belohnungs-System die Oberhand über das noch nicht ausgereifte präfrontale Kontrollsystem. Das bedeutet: Viel Gaspedal – wenig Bremse.

Es bedeutet nicht, Jugendliche seien weniger zu rationalen Entscheidungen in der Lage, sondern es besteht eine stärkere Suchtgefährdung und Neigung zu Risikoverhalten (siehe auch 3.), da in emotionalen Situationen (zum Beispiel bei Anwesenheit von Gleichaltrigen, bei Aussicht auf Belohnung) die Wahrscheinlichkeit zunimmt, dass Belohnung und Emotionen wesentlich stärker die Handlung beeinflussen als rationale Entscheidungsprozesse. Dies wurde in einer Reihe von empirisch-experimentellen Studien bestätigt. Die Vulnerabilität für eine Suchtentwicklung ist dabei auch abhängig von der individuellen Disposition (z.B. Sensation Seeking, ADHS) und Lerngeschichte, von Bindungserfahrungen, emotionaler Kompetenz, sozialem Umfeld und vielen anderen Faktoren.



Neurobiologisches Modell zur Erklärung von typischem Verhalten in der Adoleszenz nach Konrad et. al., 2013

⁶ vgl. auch Presseerklärung des Fachverbands Medienabhängigkeit: http://www.fv-medienabhaengigkeit.de/fileadmin/images/Dateien/PM_FV_Medienabhaengigkeit_06082014.pdf (Zugr.13.08.14)
⁷ ICD - International Statistical Classification of Disease and Related Health Problems – ist das internationale Diagnosen-Klassifikationssystem der WHO. ICD 10-GM von 2006. ICD 11 voraussichtlich 2017.
⁸ Weitere Erläuterungen zum Verständnis, Ätiologie, Suchtdynamik und diagnostischer Einordnung der Internet-Sexsucht siehe Freitag, 2012 /2014 sowie http://www.tabea-freitag.de/fileadmin/tabea-freitag/pdf/Internet-Sexsucht_kürztKloster_Irsee.pdf, Zugriff am 10.10.14)
⁹ Deviant: paraphil (früher „pervers“), vielfach auch illegal



3. Wirkung von Pornografie auf die Toleranz und Bereitschaft zu sexueller Gewalt

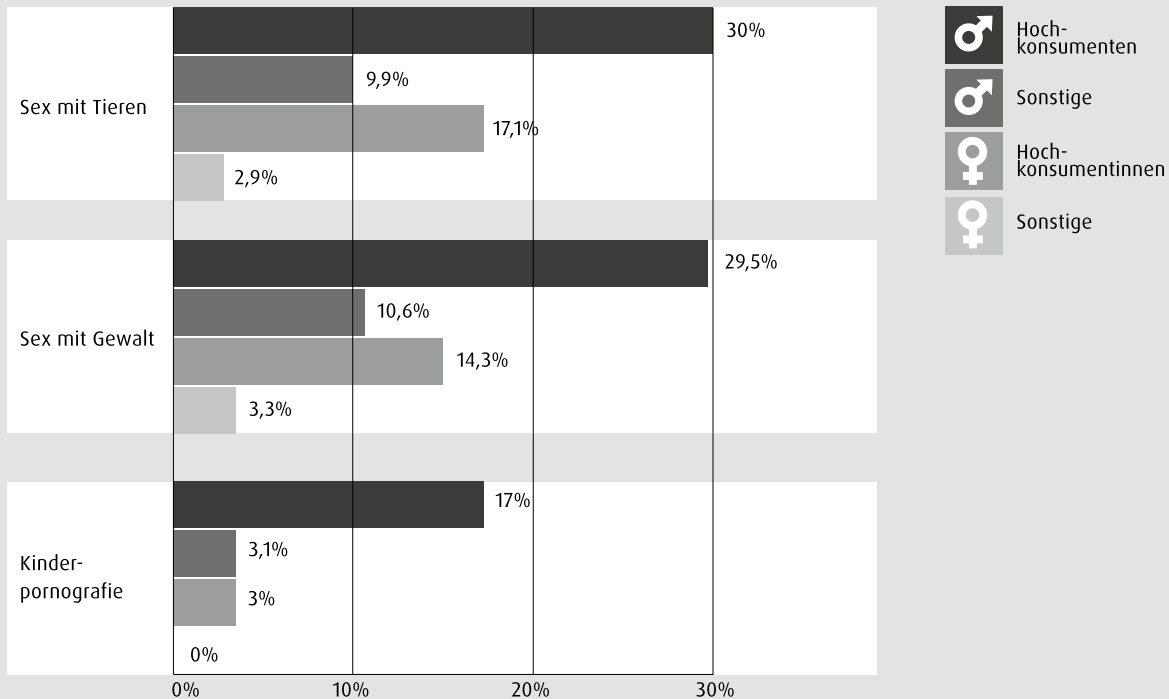
Veränderungen bei den Konsumenten: Neigung zu sexueller Aggression

Die Wirkung von Pornografiekonsum auf die Einstellung und Bereitschaft zu sexueller Gewalt, auf das Frauenbild und auf die Neigung zu devianter Sexualität wurde international in zahlreichen experimentellen und Feld-Studien untersucht. So zeigten die Ergebnisse der Meta-Analyse von Allen et al. (1995, 16 experimentelle Studien mit 2.248 Probanden), dass der Konsum von sowohl nicht-gewalttätiger als auch gewalttätiger Pornografie beide einen signifikanten Anstieg von Einstellungen zur Folge hatte, die sexuelle Gewalt tolerieren bzw. unterstützen.

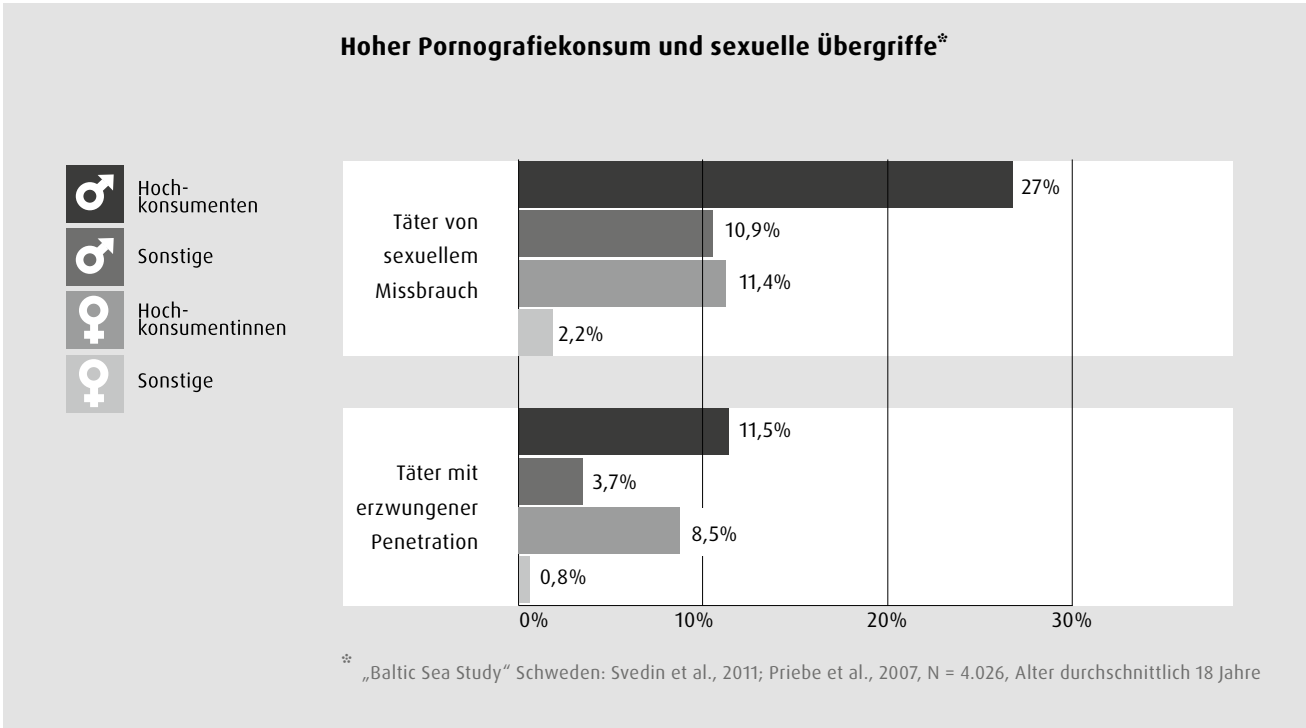
Eine weitere Meta-Analyse von 46 Studien mit 12.323 Probanden (Oddone-Paolucci et. al. 2000) ergab, dass der Konsum von (einfacher) Pornografie folgende Effekte hatte: Einen Anstieg der Neigung zu devianter⁹ Sexualität (SM, Pädophilie u.a.)(31% increase), sexueller Gewalt (22% increase), negativer Einstellungen zu Paarbeziehungen (20% increase) und der Akzeptanz von Vergewaltigungsmysen (31% increase), d.h. der Überzeugung, Frauen wollten letztlich zum Sex gezwungen werden oder würden eine Vergewaltigung am Ende doch genießen.

Untersucht man umgekehrt, ausgehend von sexueller Aggression deren Prädiktoren, bestätigen sich diese Wirkungen: Malamuth, Addison und Koss (2000) führten eine Studie mit 2.972 jungen Männern (durchschnittlich 21 Jahre, repräsentativ für College-Population) durch, um die Auswirkungen verschiedener Risikofaktoren auf sexuelle Aggression zu bestimmen. Die Ergebnisse der Regressionsanalyse zeigten sechs Prädiktoren für sexuelle Gewalt, darunter Promiskuität, Pornografiekonsum, Einstellung zu sexueller

Hoher Pornografiekonsum und Inhalte von Pornografie*



* „Baltic Sea Study“ Schweden: Svedin et al., 2011; Priebe et al., 2007, N = 4.026, Alter durchschnittlich 18 Jahre



Gewalt und familiäre Gewalt in der Herkunftsfamilie. Pornografiekonsum zeigte sich als signifikanter Prädiktor für sexuelle Aggression. Es gibt also eindeutig einen verlässlichen Effekt alleine durch Pornografiekonsum.

Gleichzeitig interagieren alle relevanten Faktoren in synergistischer Weise, d.h. jeder Risikofaktor erhöht zusätzlich die individuelle Wahrscheinlichkeit für sexuelle Gewalt. Zahlreiche internationale Untersuchungen an Sexualstraftätern seit den 70er Jahren bestätigen den Einfluss insbesondere von früher Konfrontation mit Pornografie in Kindheit oder Jugend. Eine Zusammenfassung findet sich bei Schirrmacher (2008, S. 100-104). Auch in einer aktuellen Studie mit männlichen jugendlichen Straftätern (Burton et al, 2010) zeigte sich, dass die Sexualstraftäter über mehr Pornografiekonsum vor und nach dem 10. Lebensjahr berichteten im Vergleich zu nicht-sexuellen Straftätern.

Auch im Jugendalter hängt der regelmäßige Konsum von harter Pornografie mit einer höheren Akzeptanz von sexueller Aggression (Krahé 2011, S.133) und dem Vergewaltigungsmythos (Foubert, Brosi & Bannon 2011, S.212) zusammen.

Pornografie-Konsumenten berichten außerdem von einem niedrigeren Drang, bei einer möglichen Vergewaltigung einzugreifen, und auch von einer höheren Neigung zur Misshandlung (Foubert, Brosi & Bannon 2011, S.212; Mancini, Reckdenwald & Beauregard 2012, S.21).

Längsschnitt- und Vergleichsstudien legen nahe, dass die Häufigkeit des Konsums einen wesentlichen Einfluss auf die Prägekraft pornografischer Medien hat. Der Wunsch und die Bereitschaft, gesehene Praktiken einschließlich sexueller Gewalt an Minderjährigen auch in die Tat umzusetzen, sind bei häufigem Konsum weit stärker ausgeprägt als bei seltenem Konsum. Aussagekräftig sind die Ergebnisse einer großen repräsentativen Studie (baltic sea study) aus Schweden (Svedin et.al, 2011; Priebe et. al., 2007), an der 4.026 durchschnittlich 18jährige Jungen und Mädchen teilnahmen. Zwischen täglichen Konsumenten (10,5 Prozent der Jungen, ca. 1 Prozent der Mädchen) und Referenzgruppe (seltener bis mehrmals wöchentlicher Konsum) zeigten sich hoch signifikante Unterschiede: Jungen mit täglichem Konsum sind ca. dreimal so häufig auch Konsumenten von Gewaltpornografie sowie von Sodomie (jeweils 30 vs. 10 Prozent) und fast *sechsmal(!)* so häufig Konsumenten von Kinderpornografie (17 vs. 3 Prozent). Der Wunsch, das Gese-



hene auch real auszuprobieren, ist deutlich höher (70 vs. 42 Prozent), ebenso die Angabe, Gesehenes real ausprobiert zu haben (52 vs. 29 Prozent, Mädchen 66 vs. 16 Prozent).

Jungen mit täglichem Konsum sind nach eigenen Angaben fast dreimal so oft Täter von irgendeiner Form von sexuellem Missbrauch (27 vs. 11 Prozent) sowie mehr als dreimal so oft Täter von sexuellem Missbrauch mit Penetration (11,5 vs. 3,7 Prozent) als seltenere Konsumenten. Sie sind jedoch *nicht* häufiger selbst Opfer gewesen. Gleichzeitig geben aber diese Hochkonsumenten doppelt so häufig wie die Vergleichsgruppe an, Pornografie sei ein ideales Mittel, um etwas über Sexualität zu lernen, sei unterhaltsam und inspirierend und degradiere Frauen nicht. Trotz stark erhöhter Akzeptanz von Vergewaltigungspornografie und höherer Gewaltbereitschaft wird also von dieser Gruppe ein negativer Einfluss u.a. auf das Frauenbild überwiegend geleugnet. Der eigene lustvolle Konsum immunisiert offenbar gegen eine kritische Betrachtung des Konsummittels und -verhaltens.

Wie sich auch in anderen Studien¹⁰ bestätigte, unterscheiden sich beide Gruppen nicht in ihrem Bildungsniveau und im sozioökonomischen Status. Die Ergebnisse zeigen, dass sexueller Missbrauch ebenso wie der Konsum von Kinderpornografie längst nicht nur Sache weniger „Pädosexueller“ ist. Die freie Zugänglichkeit harter Pornografie hat eine neue Tätergruppe befördert, die auf der ständigen Suche nach dem gesteigerten Kick mal Orgien, mal Vergewaltigungs- und mal Kinderpornografie konsumiert und deren so geschürte Phantasien bei nicht wenigen zu Wünschen führt, die nicht selten auch zu Handlungen werden.

Die Ergebnisse zeigen, dass sexueller Missbrauch ebenso wie der Konsum von Kinderpornografie längst nicht nur Sache weniger „Pädosexueller“ ist. Die freie Zugänglichkeit harter Pornografie hat eine neue Tätergruppe befördert, (...) deren so geschürte Phantasien bei nicht wenigen zu Wünschen führt, die nicht selten auch zu Handlungen werden.

Veränderungen bei den Opfern:

Normalisierung von sexuellen Grenzverletzungen und pornografische Leitkultur¹¹

Die Wirkung von Pornografie auf die Toleranz gegenüber sexueller Gewalt darf jedoch nicht nur im Hinblick auf potentielle Täter, sondern muss auch in ihrer Wirkung auf die Opfer betrachtet werden. Denn eine pornografische Leitkultur inklusive der Normalisierung von sexuellen Grenzverletzungen ist meiner therapeutischen Erfahrung nach tief in die Beziehungen und den Alltag vieler junger Menschen eingedrungen.

Schilderungen wie „Ich habe mehrmals Nein gesagt, ich wollte das nicht, ich fand das eklig und schlimm, aber er hat einfach weitergemacht...“ höre ich immer wieder in Verbindung mit Selbstzweifeln und Selbstanklage: „Bin ich unnormale oder verklemmt? Wieso finde ich das eklig? Das ist doch normal heute.“ Und/oder „Meine Freundin sagte auch, das müsse ich mitmachen, sonst suche er sich eine andere. Aber warum habe ich seither ständig diese schlimmen Gefühle?“

Trotz posttraumatischer Symptomatik käme keine dieser jungen Frauen auf die Idee einer Strafanzeige. Dabei wird der Anpassungsdruck an pornografische Leitbilder (z.B. die gegenwärtige Normalisierung von Sadomasochismus¹²) vielfach auch von Frauen erhöht. Prominente Frauen, die sich für besonders progressiv, mutig und aufgeklärt halten, verwechseln die Verschiebung des Begehrens durch pornografische Medien mit Selbstbestimmung und verkennen, dass Phantasien und echte Schmerzen bzw. Verletzungen zwei Paar Schuhe sind. Aus sicherem Abstand blenden sie aus, dass nicht alle Personen autonom, wehrhaft und selbstbewusst und nicht alle Partner fair sind und sich jederzeit (auch alkoholisiert) unter Kontrolle haben.

Der qualvolle Tod einer deutschen Studentin beim „Nachspielen“ von SM-Praktiken des Bestsellers „Shades of Grey“ mit ihrem Freund führte zu zynischen Online-Kommentaren auf diese Nachricht wie „No risk, no fun“ oder „Anfänger“. Eine kritische Debatte

¹⁰ z.B. KFN-Schülerbefragung 2007/8: Der Anteil an seltenen wie auch häufigen Konsumenten von Pornovideos ist unter Hauptschülern und Gymnasiasten nahezu identisch.

¹¹ Der Begriff „pornografische Leitkultur“ wurde von J. Pastötter geprägt <http://www.stern.de/politik/deutschland/581936.html?nv=cb>, Zugriff am 10.10.14

¹² Sadomasochismus gehört im ICD (Internat. Klassifikation psychischer Störungen) zu den Paraphilien bzw. den Störungen der Sexualpräferenz

blieb aus und der Verkaufsboom von SM-Utensilien durch Shades-of-Grey-Fans blieb von diesem Vorfall unberührt. Pornografische Drehbücher sind also in der Mitte der Gesellschaft angekommen und ihre Kollateralschäden werden billigend in Kauf genommen. Die Verstorbene hatte vorher in ihr Tagebuch notiert, ihr Freund habe ihr versichert, ihr keine echten Schmerzen zufügen zu wollen.

Abgesehen von solchen extremen Vorfällen fragen sich nicht wenige Mädchen und Jungen, ob sie entgegen eigenem Wunsch Erwartungen oder Forderungen nachgeben müssen, von denen sie glauben, das gehöre zum Standard. Dies bezieht sich sowohl auf zu früh empfundene Sexualkontakte, Verletzung des eigenen Schamgefühls (z.B. Nacktfotos) als auch auf sexuelle Praktiken. So haben nach einer Untersuchung von Kolbein (2007) in Island 80 Prozent der befragten 14- bis 18jährigen Jugendlichen in Pornos Oralverkehr gesehen, während nur 2,3 Prozent dies präferieren; 61 Prozent sahen Analverkehr bei einer Präferenz von nur 1,5 Prozent. In der Arbeit mit Mädchen und Frauen zeigt sich, dass die Grenze zu sexuellen Übergriffen fließend ist, wenn der Druck des Freundes/der Freundin, durch Pornos inspirierte Praktiken mitzumachen, durch Abwertung („frigide“, „verklemmt“, „Langweiler“) oder Erpressung („dann muss ich’s mir woanders holen“ oder „dann trenn ich mich“) bis hin zu Cybermobbing verstärkt wird. Dass solche unfreiwilligen sexuellen Erfahrungen keine Seltenheit sind, zeigt eine Studie von Krahé (2002), nach der 60 Prozent der 17- bis 20-jährigen Mädchen und ca. 30 Prozent der Jungen von sexuellen Übergriffen durch Gleichaltrige berichten. Dies geschieht häufig innerhalb einer Partnerschaft: 31 Prozent der befragten weiblichen Jugendlichen berichteten von sexueller Aggression durch einen männlichen Beziehungspartner.

Die Gegenposition: Pornos sind harmlos.

Wird hierzulande in den Medien über Pornografie und ihre Wirkung auf Jugendliche berichtet¹³, so wird häufig ein betont gelassener Umgang beschworen, der sich auf die Aussagen von Hamburger Sexualwissenschaftlern und eine von diesen durchgeführte viel zitierte Interviewstudie beruft. Deren Credo besagt, dass Jugendliche sich überwiegend eine reflektierte Pornokompetenz angeeignet haben und problemlos zwischen Realität und Fiktion unterscheiden können (vgl. auch Kap. 3 „Sexuelle Zivilisierung durch Pornografie“). Insgesamt folgt das Credo von der Harmlosigkeit des kindlichen und jugendlichen Pornografiekonsums drei Argumentationslinien:

1. Vorbildliches Verhütungsverhalten

Laut der Studienleiterin Matthiesen ist die Hysterie einer befürchteten schädlichen Wirkung von Internet-Pornografie auf das Liebesleben junger Menschen unbegründet, da „die empirische Forschung zur Jugendsexualität gegenteilige Befunde liefert“: Das Verhütungsverhalten deutscher Jugendlichen sei vorbildlich. „Der Zustand der Jugendsexualität lässt sich anhand von drei einfachen Indikatoren wie der Anzahl der Jugendschwangerschaften, dem Alter beim ersten Geschlechtsverkehr und dem Verhütungsverhalten überprüfen.“¹⁴ Nachfolgend wird dann darauf verwiesen, dass die Zahlen ungewollter Schwangerschaften bei Minderjährigen kontinuierlich rückläufig seien und sich auch das Alter des ersten Geschlechtsverkehrs bei Jugendlichen in den letzten 15 Jahren nicht wesentlich verändert habe. Dieses seit Jahren in zahlreichen Publikationen und Fachvorträgen wiederholte Argument für die Harmlosigkeit von Pornografie hat wissenschaftlich keinerlei Aussagekraft, weil die drei genannten Indikatoren die Wirkungen von Pornografie überhaupt nicht anzeigen können und folglich für die Bewertung jugendlichen Pornografiekonsums völlig ungeeignet sind. Verhütungswissen haben Jugendliche durch schulische Aufklärung erworben.

¹³ Z.B. Der Spiegel 15 /2014 vom 07.04.2014 <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-126393834.html>, Zugriff 10.10.14

¹⁴ Z.B.in: U.Martyniuk und S. Matthiesen: Jugendsexualität im Internet-Zeitalter. In: Punktum, 5-8, 3+4 /2011



Auch die allgemeine Feststellung zum Alter des ersten Geschlechtsverkehrs hat, zumal sie ohne Vergleichsstudie auskommt (wie unterscheiden sich häufige Konsumenten von seltenen Konsumenten), keinen Aussagewert. Vergleichsstudien haben im Übrigen gezeigt, dass Pornovielnutzer signifikant früher sexuell aktiv sind als seltene Nutzer (z.B. Morgan, 2011, Priebe et.al. 2007). Von Bedeutung ist allerdings weniger das Alter sexueller Aktivität als vielmehr gerade deren Vorprägung durch pornografische Vorbilder.

Über die relevanten Fragen, wie Pornos Einstellungen und Verhalten, Respekt vor dem Gegenüber, sexuellen Leistungs- und Erwartungsdruck und vor allem die Empathie- und Bindungsfähigkeit beeinflussen, sagen die o.g. drei Indikatoren nichts aus.

2. Pornokompetenz – What do kids do with porn?

Da die unzähligen Befunde der Wirkungsforschung, die negative Wirkungen von Pornografie auf Heranwachsende wie auch Erwachsene belegen, zwar verschwiegen und ignoriert, aber nur mit einer gewissen Deutungsakrobatik geleugnet werden können¹⁵, wird eine Umkehr der Fragestellung gefordert. Statt der Frage „What does porn do with kids?“ wird gefragt: „What do kids do with porn?“ Der als „mediendeterministisch“ kritisierte Ansatz der Wirkungsforschung und Verhaltenspsychologie wird kurzerhand durch einen „rezipientenorientierten“ Ansatz ersetzt. Feona Attwood¹⁶, Professorin der Medienwissenschaften an der Londoner Middlesex University, die als Pornobefürworterin gilt und die neue Fachzeitschrift „porn studies“ herausgibt, betont: „Wir fragen nicht mehr: ‚Was macht der Porno mit den Leuten?‘ Diese Frage sei hinreichend untersucht und wissenschaftlich eher uninteressant. Wir wollen lieber wissen: Was machen die Leute mit dem Porno?“¹⁷ Eine Untersuchung aus beiden Perspektiven – Medienwirkung und Rezipientenorientierung – ist sehr zu begrüßen, wenn Studien ergebnisoffen durchgeführt werden. Spiegel-Autor Evers lobt die Besetzung des wissenschaftlichen Beirats der seriösen Fachzeitschrift auch durch „Kreative aus der Nacktbranche“. In „porn studies“ kämen auch Pornoproduzenten zu Wort.

Den gleichen rezipientenorientierten Ansatz vertritt die „Hamburger Schule“¹⁸ um G. Schmidt¹⁹ und S. Matthiessen und hat mit der Fragestellung: „What do boys/girls do with porn?“ 2009-11 eine Interviewstudie durchgeführt. 160 Jugendliche, 16–19 Jahre alt, wurden nach ihrem Umgang mit Pornografie befragt. Das Ergebnis der Studie – ein gelassener und kompetenter Umgang der Jugendlichen mit Pornografie – wurde schon vor Durchführung und Auswertung der Studie von den Autoren²⁰ in diversen Publikationen konstatiert. Im wissenschaftlichen Beirat der Studie war u.a. der Sexualwissenschaftler Kurt Starke tätig²¹, der im Auftrag des Unternehmers Tobias Huch (EroticLine-Ehrenpreisträger 2007) 2010 eine Expertise zum Thema „Jugend und Pornografie“ erstellte, die im Vorfeld der Novellierung des Jugendmedienschutzstaatsvertrages veröffentlicht sowie an die entsprechenden Ministerien aller Bundesländer geschickt wurde, um den Gesetzgebungsprozess zu beeinflussen. Darin kommt er nicht nur zu dem erwartbaren Ergebnis, eine schädliche Wirkung von Pornografie auf Jugendliche sei „reine Fiktion“, sondern darüber hinaus zu der Auffassung, die entsprechenden Straf- und Jugendschutzgesetze (JMStV sowie §184

Da die unzähligen Befunde der Wirkungsforschung, die negative Wirkungen von Pornografie auf Heranwachsende wie auch Erwachsene belegen, zwar verschwiegen und ignoriert, aber nur mit einer gewissen Deutungsakrobatik geleugnet werden können, wird eine Umkehr der Fragestellung gefordert.

¹⁵ Z.B. Spiegel 15 /2014: „eine „kausale Beziehung“ zwischen Pornografie und riskantem Verhalten von Jugendlichen kann nicht nachgewiesen werden.“ (vgl. Anfang des Kap.: Experimentelle Studien mit Jugendlichen sind nicht erlaubt. Und: Wie ist „riskantes Verhalten“ definiert? Alkoholexzesse?)

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd. sowie: Attwood, Feona: What do people do with porn? Sexuality and Culture 9 – 2005, S. 65-86.

¹⁸ <http://www.zeit.de/2014/26/pornografie-jugendliche-aufklaerung>, Zugriff am 10.10.14

¹⁹ U.a. in: BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, 1 – 2009, S. 30.

²⁰ Z.B. G. Schmidt in: BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, 1 – 2009 oder in: pro-familia Magazin 01-2009

²¹ www.jugendsex-forschung.de (Zugriff 10.10.2014): Die KollegInnen des wissenschaftlichen Beirats haben u.a. „bei der Planung, Durchführung und Auswertung der Studie beraten.“ Interview mit K. Starke zu seiner Gutachtertätigkeit für T. Huch: <http://www.zeit.de/2014/26/pornografie-jugendliche-interview-kurt-starke> (Zugriff 10.10.14)

Zu den wichtigsten Ergebnissen der Studie zählt die Feststellung, Jugendliche hätten sich überwiegend problemlos einen gelassenen, reflektierten und differenzierten Umgang mit Pornografie angeeignet. Woran wird dieser festgemacht?

und § 184d StGB) seien schädlich für Jugendliche.²² Mit dem Gutachten fordert Starke wie sein Auftraggeber ihre Streichung. Der auch in dieser Expertise behauptete gelassene und selbstbestimmte Umgang Jugendlicher mit Pornografie, der sich wiederum u.a. auf Attwood, Schmidt und eigene Studien bezieht, konnte wenig später (2011) unter seiner Aufsicht durch die o.g. Interviewstudie bestätigt werden. Auch Kurt Starkes Ehefrau war an der Durchführung der Interviewstudie maßgeblich beteiligt. Die Studie wurde vom Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitäts-Klinikums Hamburg durchgeführt und durch die BZgA gefördert. Von den 160 Interviews wurden seither in zahlreichen Veröffentlichungen einzelne ausgewählte Zitate Jugendlicher wiedergegeben und im Sinne eines gelassenen und differenzierten Umgangs mit Pornografie interpretiert (z.B. Schmidt & Matthiesen, 2011; Matthiesen et. al., 2011).²³ Da Matthiesen zugleich auch Mitherausgeberin sowie Redakteurin der „peer-reviewten“ Zeitschrift für Sexualforschung²⁴ ist, konnten diese Interpretationen auch „wissenschaftlich seriös“ publiziert werden.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der Studie zählt die Feststellung, Jugendliche hätten sich überwiegend problemlos einen gelassenen, reflektierten und differenzierten Umgang mit Pornografie angeeignet. Woran wird dieser festgemacht?

Die Fähigkeit Jugendlicher, Realität und Fiktion zu unterscheiden und z.B. das pornotypische erniedrigende Frauenbild nicht zu übernehmen, wurde durch ausgewählte Antworten Jugendlicher auf Fragen wie „Findest Du das realistisch, wie das dargestellt wird?“ oder „Ist das realistisch?“²⁵ untermauert, obwohl selbst bei dieser suggestiven Frage einige Jugendliche mit „teilweise schon“ oder „Naja, realistisch wird’s schon sein“ antworteten.

Andererseits werden Aussagen Jugendlicher zur bevorzugten Onaniervorlage wie: „Die zeigen, wie echter Sex ist. Amateurfilme, (...) Mann Frau, oder Mann zwei Frauen, auch zwei Frauen“ umgekehrt als Beleg eines wählerischen Umgangs mit Pornografie gedeutet: Die Präferenzen Jugendlicher würden den Pornokonsum bestimmen, nicht umgekehrt. Denn: „Erregende und zur Masturbation taugliche pornografische Streams oder Filme sollen ‚normalen‘ Sex von Mann und Frau zeigen, sie sollen ‚natürlich‘ und ‚echt‘ sein; verschiedene, auch ungewöhnliche Koitusstellungen sind erwünscht, ebenso Oralsex.“

Schaut man sich die Inhalte von üblichem bzw. „normalem“ Mann-Frau-Sex etwa bei youporn.com an, so wirken die Attribute „wählerischer Umgang“, „echt“ und „natürlich“ geradezu zynisch. Sogar die Tatsache, dass von den Jungen mit mehr als sporadischer Pornoerfahrung „eine klare Mehrheit (sagt), dass die pornografischen Filme praktische Anregungen geben können und sie diese in ihrem Sexualleben auch ausprobieren,“ wird umgekehrt umgedeutet.²⁶

Das Hauptargument der Autoren für einen differenzierten Umgang Jugendlicher mit Pornografie bezieht sich auf die geschilderte Zweiteilung der Pornowelt in einerseits erregende und der Masturbation dienende „normale“ Inhalte, die gewöhnlich alleine konsumiert werden und andererseits krasse, gewalttätige, „abartige“ und „perverse“ Filme, die im homosozialen Kontakt zur Belustigung geschaut und weitergereicht wer-

²² „Aus Sicht der Sexualwissenschaft wie der Jugendforschung und in Anbetracht der Analysen in der vorliegenden Expertise sind die einschlägigen Paragraphen nicht nur unnützlich und praktisch nicht durchsetzbar, sondern latent oder tatsächlich schädlich für Jugendliche.“ Neben der geforderten Änderung des JMStV fordert er: „§ 184 und § 184d StGB sollten deshalb jedenfalls im Hinblick auf „einfache Pornografie“ gestrichen werden.“

²³ Diese Kasuistik ist insofern verwunderlich, als die Autoren und ihre Kollegen immer wieder betonen, dass die von Pädagogen und Jugendhelfern geschilderten Fälle sexueller Verrohung durch Pornografie lediglich „Moralpaniken“ von selbst ernannten Experten seien, obwohl diese die Lebenswirklichkeit hunderter Kinder tagtäglich erleben und persönlich begleiten. Ebenso wird die Erfahrung von Therapeuten mit zahlreichen Betroffenen, die über längere Zeiträume begleitet ebenfalls tiefere Einblicke in deren Überzeugungen, Emotionen und Beziehungen ermöglicht, als „Anekdotenwissen“ abgetan.

²⁴ <http://dgfs.info/category/publikationsorgane> (Zugriff 10.10.14)

²⁵ Schmidt, S & Matthiesen, S (2011). What do boys do with Porn? Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 2. In: Zeitschrift für Sexualforschung 24, 353–378.



den.²⁷ „Mit den Peers zusammen geht es hingegen um die Demonstration von Lässigkeit und Kompetenz im Umgang mit Sex, auch mit schockierendem Sex. Sexuelle Erregung wird vermieden, sie gilt als uncool (wenn sie bemerkt wird), sie wird weggealbert und wegschwadroniert. Die vorherrschenden Affekte sind Spaß haben, Freude am Spotten, lästern oder Witze reißen, sich lustig machen.“²⁸

Das bedeutet, der viel zitierte gelassene, kompetente und differenzierte Umgang mit Pornografie besteht im Wesentlichen darin, dass paraphile Inhalte (wie „Frau mit Pferd“), gewalttätige (brutale sexuelle Misshandlungen) und „Ekelpornos“ (wie Ausscheidungen in das Gesicht einer Frau) nur zum Spaß und zur Unterhaltung in der Gruppe geschaut werden. Diese zur eigenen Erregung zu schauen, gilt als uncool und ist sozial nicht erwünscht, wie die Jungen selbst zugeben. Darum erfahren wir in dieser Studie in Wirklichkeit auch nichts darüber, ob härtere Inhalte auch alleine geschaut werden. Nicht berücksichtigt werden auch die fließenden Übergänge zwischen „einfacher“, harter und extrem brutaler Pornografie, die schon auf der Startseite von youporn für jeden frei zugänglich ist und die eine strikte Zweiteilung der Pornowelt (abgesehen von sozialer Erwünschtheit) unmöglich macht. Jugendliche wie Erwachsene erzählen uns im beratenden oder therapeutischen Setting von der Gleichzeitigkeit und Ambivalenz beim solitären Konsum harter Pornografie: „Das ist frauenverachtend und macht mich doch an.“ „Ich finde es widerlich und muss es mir doch immer wieder reinziehen.“

Das Ergebnis der Interviewstudie bedeutet letztlich: Wenn sich Jungen gemeinsam mit anderen aus Langeweile, zur Unterhaltung und zum Spaß anschauen, wie z.B. ein gefesselt „russian girl“ gewaltsam von drei Männern penetriert und ausgepeitscht wird, sie sich dabei aber durch die affektive Ablehnung als „abartig“ und „pervers“ gegenseitig ihrer Normalität vergewissern, dann beweist das einen reflektiert-differenzierten Umgang mit Pornografie oder auch „Pornokompetenz“.

Die Tatsache, dass Jungen harte Pornos, in denen reale Frauen auf brutale Art erniedrigt und misshandelt werden, immerhin noch pervers oder brutal finden, spricht für den Realitätssinn Jugendlicher. Einige erleben dies als belastend und verstörend, einige lehnen den Pornokonsum aus diesem Grund ab, viele sehen diese Szenen dennoch zum „Spaß“ und zur „Unterhaltung“. Ein dergestalt „gelassener Umgang“ bei dem Konsum (realer!²⁹) zum Teil bestialischer Misshandlungsszenen kann nur durch gravierenden Empathieverlust und emotionale Kälte erreicht werden. Dies gilt genauso auch für die Forderung nach einem gelassenen, unaufgeregten Umgang Erwachsener mit dem kindlichen und jugendlichen Pornokonsum. Die Interpretation ausgewählter Schülerantworten entspricht letztlich den in Kap. 3 dargelegten Grundannahmen der emanzipatorischen Sexualpädagogik, Kinder und Jugendliche handelten in sexuellen Fragen grundsätzlich autonom und selbstbestimmt und wüssten, was sie wollen und brauchen. Sexualität wird auf den Lustaspekt reduziert, was eine Befürwortung von reiner Konsumsexualität zur Folge hat: Pornografie sei nützlich zur Masturbation sowie zum Spaß und zur Unterhaltung.

Das bedeutet, der viel zitierte gelassene, kompetente und differenzierte Umgang mit Pornografie besteht im Wesentlichen darin, dass paraphile Inhalte (wie „Frau mit Pferd“), gewalttätige (brutale sexuelle Misshandlungen) und „Ekelpornos“ (wie Ausscheidungen in das Gesicht einer Frau) nur zum Spaß und zur Unterhaltung in der Gruppe geschaut werden.

²⁶ Ebd. „Man kann resümieren: Pornografiekonsum kann die mehr an der Oberfläche liegenden und postpubertär erworbenen interaktionellen sexuellen Skripte (Simon und Gagnon 1986) erweitern, die biografisch früher verankerten intrapsychischen Skripte, die die Blaupause des individuellen sexuellen Verlangens bestimmen, aber kaum beeinflussen.“

So kommen die Autoren zu dem Schluss: „Sowohl im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis als auch im Hinblick auf die Art und Qualität der Sexualität halten Jugendliche die virtuelle Welt der Pornos und ihre reale Sexwelt klar auseinander. Die ihre ist nicht so wie die im Porno und soll auch nicht so werden.“

²⁷ ebd. „Der homosoziale Kontext, in dem Jugendliche paraphile und gewalttätige Pornografie in der Regel konsumieren, macht diesen Konsum für sie zu einem Ausflug zum Jahrmakel der sexuellen Verrücktheiten – und sie versichern sich mit ihrer heftigen affektiven Ablehnung ihrer Distanz zum „Perversen“ und ihrer eigenen Normalität. Kaum einer fühlt sich durch diese Erfahrungen nachhaltig belastet.“

²⁸ ebd.

²⁹ Für die misshandelten Frauen macht es im Hinblick auf Schmerzen, Verletzungen und Folgeschäden z.T. wenig Unterschied, ob eine gewalttätige Szene „inszeniert“ oder erzwungen ist, vgl. Quelle Q5

3. Porno-Vorzeigeländer Japan und Dänemark

Manche Pornobefürworter vertreten sogar die Position, Pornografie sei nicht schädlich, sondern schütze im Gegenteil sogar vor sexueller Gewalt. Als Beleg dieser Annahme wird regelmäßig, so auch in Wikipedia, auf Publikationen von Diamond sowie Kutchinsky verwiesen. Diese stellen einen kausalen Zusammenhang her zwischen der Legalisierung und Verbreitung von Pornografie und einem Rückgang von Sexualstraftaten in verschiedenen Ländern, insbesondere in Dänemark und Japan. Dabei werden die polizeilichen Daten zu *angezeigten* Sexualdelikten implizit gleichgesetzt mit der Zahl von tatsächlichen Sexualstraftaten.

Abgesehen davon, dass eine angenommene und suggerierte Kausalität schon bei korrelativen Studien wissenschaftlich nicht statthaft ist und diese Studie nicht einmal die Mindeststandards korrelativer Studien erfüllt, wurden entscheidende Einflussfaktoren weder untersucht noch in Betracht gezogen. Dazu gehören insbesondere Einflüsse auf die Anzeigebereitschaft wie kultureller Anpassungsdruck, Vergewaltigungsmythen (s.o.), ein sich veränderndes Unrechtsbewusstsein im Zuge der Normalisierung sexueller Gewaltdarstellungen sowie die durch harte Pornografie noch verstärkte Geschlechtsrolle der devoten, duldsamen Japanerin/Asiatin. Auch die Zunahme von Prostitution und Frauenhandel in dieser Zeitperiode wäre zu berücksichtigen.

So entsteht die wissenschaftlich publizierte und vielfach zitierte Absurdität (vgl. Wikipedia), dass Japan aufgrund seiner besonders umfangreichen und besonders brutalen Vergewaltigungspornografie als leuchtendes Beispiel sinkender sexueller Gewaltdelikte angepriesen wird und damit als Beweis der Harmlosigkeit von (selbst harter Gewalt-) Pornografie dient. Dieser Rückschluss basiert allerdings auf einer derart geringen Anzeigerate, dass in einer Nation von 125 Mill. Einwohnern 1995 nur 1.500 Vergewaltigungen (also unrealistische 0,00001 % der Bevölkerung) polizeilich erfasst wurden. Das sind vermutlich weit weniger als auch nur die zur Herstellung von Vergewaltigungspornografie notwendigen Gewalttaten. Diamond (1999) aber schließt aus diesen Daten, es sei „offensichtlich, dass das Vorkommen von Vergewaltigungen stetig und dramatisch abnahm in dieser Periode“ (1972-95). Dies betreffe in besonderem Ausmaß minderjährige Opfer und Täter. Diese Schlussfolgerung impliziert: Wenn Kinder sexuelle Übergriffe nicht anzeigen, gibt es diese Übergriffe nicht.

Es liegt jedoch nahe, dass eine veränderte Einstellung bzw. Verunsicherung der Opfer im Zuge der Liberalisierung diese auf Anzeigen verzichten lässt. Übersehen wird auch, dass nicht wenige Sexualstraftäter Pornografie bewusst einsetzen, um die Widerstandsfähigkeit ihrer minderjährigen Opfer zu brechen und diesen Normalität (von Sex mit Kindern) zu suggerieren. Auch die Nivellierung des Schamgefühls und gesunder Grenzen macht es Heranwachsenden beinahe unmöglich, Unrecht zu erkennen und anzuzeigen (s.o.).

Die vergleichbaren, auf Kriminalstatistiken (Dänemark, Schweden u.a.) basierenden Publikationen von Kutchinsky über die angebliche Schutzwirkung von Pornografie erscheinen wissenschaftlich noch zweifelhafter und tendenziöser, zumal die Auswahl und Zusammenfassung der berücksichtigten Sexualdelikte viele Fragen aufwirft. So stieg die Zahl schwerer Sexualdelikte wie Vergewaltigung nach der Legalisierung in Wahrheit an. Andere (leichtere) Sexualdelikte nahmen in den Kriminalstatistiken ab, weil sie in dieser Zeit legalisiert wurden.

Dänemark legte mit der Legalisierung jedweder Pornografie im Jahr 1969 den Grundstein für die erste Herstellungswelle von Kinderpornografie (Kuhnen, 2007, S. 19). Ein Großteil der später im Internet bereitgestellten Bilder „wurden bereits in den siebziger Jahren hergestellt, als in Skandinavien der große Liberalisierungsschub einsetzte.“ (Wuttke, 2000, in Kuhnen, 2007, S.20). Erst 1980 wurde in Dänemark deren Verbreitung verboten.

Diamond schließt aus diesen Daten, es sei „offensichtlich, dass das Vorkommen von Vergewaltigungen stetig und dramatisch abnahm in dieser Periode“ (1972-95). Dies betreffe in besonderem Ausmaß minderjährige Opfer und Täter. Diese Schlussfolgerung impliziert: Wenn Kinder sexuelle Übergriffe nicht anzeigen, gibt es diese Übergriffe nicht.



Fazit

Anhand der drei Argumente für die Harmlosigkeit von Pornografie wird deutlich: Es sind keineswegs sexuell verwahrloste Jugendliche und keineswegs eine „Generation Porno“, die es zu problematisieren gilt. Sie sind nur Enkel ihrer „sexuellen Befreier“.

Das Problem sind die Erwachsenen, die ihre Verantwortung dafür leugnen, der nächsten Generation in immer jüngerem Alter und immer härterer Dosis in bald jedem Lebensbereich (im Internet, TV, Musikvideos und nun auch in der Schule (vgl. Kap 3)) die Produkte einer zutiefst menschenverachtenden „Nimm dir, was du willst“-Philosophie und ihrer Industrie zuzumuten und ihnen dadurch ein verarmtes, kaltes und zutiefst unmenschliches Bild von Sexualität überzustülpen. Als „kompetente kids“ von besonders gelassenen Erwachsenen mit Pornos allein gelassen, müssen sie sich im Strudel der widersprüchlichen Gefühle und Sehnsüchte „autonom und selbstbestimmt“ zurecht finden – alleine in der Zerreißprobe zwischen ihren Träumen von Liebe, Vertrauen und sexuellem Glück einerseits und den sie drängenden konditionierten Dopaminschüben andererseits, die sie an die Gier nach dem nächsten Kick am Bildschirm bindet und die Erfüllung ihrer Sehnsüchte dadurch in weitere Ferne rückt.

Neurobiologische und lernpsychologische Erklärungen

Die leider vielfach auch von Sexualwissenschaftlern postulierte Annahme, der Konsum von Pornografie habe keine prägende Wirkung auf Kinder und Jugendliche, da diese Realität und Fiktion kompetent unterscheiden könnten, blendet nicht nur basale entwicklungspsychologische Erkenntnisse aus, sondern leugnet im Prinzip auch die Existenz sämtlicher psychologischer Lerngesetze (s.u.) und ihre neurobiologischen Grundlagen. Diese werden aber zugleich selbstverständlich in Aufklärungskampagnen, pädagogischen Medien, Werbung, Erziehung und Schule vorausgesetzt und ganz bewusst angewendet.

Neurobiologisch gesehen ist es nicht möglich, von Pornografie nicht zu lernen. Die zeitlebens wirksame „nutzungsabhängige Hirnentwicklung“ basiert u.a. auf geknüpften neuronalen Verbindungen (z.B. eine wiederholte Verknüpfung von Sex mit Gewalt in pornografischen Medien und dabei erlebter Erregung), die je nach Häufigkeit, Dauer und emotionaler Intensität der Nutzung zu gebahnten Strukturen wird: Aus neuronalen Trampelpfaden werden bei häufiger Nutzung neuronale Autobahnen – Motive und Denkweisen, Gewohnheiten und innere Drehbücher. Der Hirnforscher G. Hüther (2007) fasst zusammen: „Unser Gehirn lernt immer (!) und zwar immer das, was es gerade tut.“ Nach Hüther lernen wir jedoch besonders intensiv, wenn es emotional zugeht (starke Erregung positiver oder negativer Art) sowie in vulnerablen Phasen der Entwicklung.

Früher Pornografiekonsum hat auch dann eine besonders prägende Wirkung, wenn dies die ersten sexuellen Erfahrungen sind, d.h. wenn kein Referenzwert durch vorausgegangene eigene sexuelle Erfahrungen zur Verfügung steht. Dies trifft inzwischen für die Mehrheit der Jungen und Mädchen zu. Lernpsychologisch muss das alarmieren, denn diese frühe Konfrontation geschieht in einer Zeit, in der sich die sexuelle Präferenzstruktur im Gehirn ausbildet, mit sexueller Erregung verknüpft wird und um die Pubertät herum festigt³⁰.

Neurobiologisch und durch Verhaltensexperimente mit Ratten ist erwiesen, dass die ersten Erfahrungen mit sexueller Belohnung durch Konditionierungsprozesse spätere sexuelle Vorlieben und sexuelles Verhalten prägen (Pfaus et. al., 2012). Die internationale Forschergruppe kommt zu dem Ergebnis: „Eine kritische Periode besteht demnach in frühen sexuellen Erfahrungen, die entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der individuellen „love map“ haben – auf die Gestalt von Merkmalen, Bewegungen, Gefüh-

Es sind keineswegs sexuell verwahrloste Jugendliche und keineswegs eine „Generation Porno“, die es zu problematisieren gilt. Sie sind nur Enkel ihrer „sexuellen Befreier“.
Als „kompetente kids“ von besonders gelassenen Erwachsenen mit Pornos allein gelassen, müssen sie sich im Strudel der widersprüchlichen Gefühle und Sehnsüchte „autonom und selbstbestimmt“ zurecht finden.

³⁰ Vgl. K.Beier, 2010, zit. in Kap. 1

len und Interaktionen, die mit sexueller Belohnung assoziiert sind.“ (Pfaus et. al., 2012) Die starke Prägung durch die ersten pornografischen Ein-Drücke in der Kindheit oder frühen Pubertät bestätigen viele Ratsuchende in Beratung und Therapie. Dabei können sogar als abstoßend empfundene Bilder eine auf Dauer prägende Wirkung haben: So berichten uns Ratsuchende, dass sie seit der frühen Konfrontation mit tierpornografischen Inhalten in der Kindheit (die wegen der Beteiligung von Prostituierten auch sexuell erregend waren) bis heute ungewollt sexuelle Impulse beim Anblick derselben Tierarten haben. Andere berichten von solchen frühen Prägungen durch Kinderpornografie.

Neurobiologisch spielen mehrere Prozesse gleichzeitig eine Rolle, die den Effekt pornografischer Bilder auf Kinder und Jugendliche verstärken können: die höhere Prägekräft von Belohnungsstimuli in der Adoleszenz bei gleichzeitig verzögerter Reife des präfrontalen Cortex (vgl. 2.), d.h. eine verminderte kortikale Kontrolle (Entscheidungsfindung, Risikoabschätzung, Bedürfnisaufschub, Affektregulation u.a.).

Hinzu kommt der „Picture-Superiority-Effect“, d.h. der für Erwachsene wie auch Jugendliche nachgewiesene Effekt, dass sich Bilder wesentlich stärker einprägen und nachhaltiger im Gedächtnis gespeichert werden als andere Stimuli wie z.B. gesprochene Worte (Whitehouse et. al., 2006). Dieser Lerneffekt durch Bilder wird bei pornografischen Medien aufgrund ihrer sexuellen Belohnungswirkung noch verstärkt (Owens et. al., 2012).

Sexuell erregende Medieninhalte prägen sich aufgrund der erregten Aufmerksamkeit und der neurobiologischen Belohnungswirkung wesentlich stärker ein als emotional neutrale Inhalte. Die Werbung weiß das zu nutzen („sex sells“). Die Jugendgefährdung durch pornografische Medien liegt zudem auch darin begründet, dass Heranwachsende in dieser Phase der sexuellen Identitätsentwicklung, Verunsicherung und Normorientierung (was ist angesagt, was ist „normal“?) besonders stark beeinflussbar sind. Im Folgenden sollen die wichtigsten psychologischen Lerngesetze kurz skizziert werden:

Sexuell erregende Medieninhalte prägen sich aufgrund der erregten Aufmerksamkeit und der neurobiologischen Belohnungswirkung wesentlich stärker ein als emotional neutrale Inhalte. Die Werbung weiß das zu nutzen („sex sells“).

1. Lernen am Modell³¹

Lernen am Modell (Nachahmung) begünstigt bei häufigem Zuschauen attraktiver Vorbilder die Übernahme medial vermittelter Normen. Das Gesehene wird allmählich in das eigene Werte- und Normensystem übernommen und ggf. zur Handlungsanweisung, insbesondere wenn die „Vorbilder“ positive Konsequenzen erleben (sexuelle Lust). Dabei ist der Nachahmungseffekt stärker bei Akzeptanz im sozialen Umfeld. Es gilt: Porno ist Pop. Lernen von Pornografie wird dadurch begünstigt, dass es im Bereich der Sexualität kaum alternative Vorbilder gibt. Selbst Stars, Pornorapper, TV-Shows und Musikvideos sind durch Phänomene wie die Ästhetik des Pornchic pornografisch beeinflusst. Auch die aus pornografischen Vorgaben übernommene Norm der Schamrasur ist hierfür ein Beispiel. Kinder lernen die meisten Verhaltens- und Ausdrucksformen (Sprache, Interaktionen etc.) durch Nachahmung, was u.a. auf die Wirkung von Spiegelneuronen zurückzuführen ist.

2. Lernen durch Verstärkung (Belohnung)

Aktivitäten, die starke positive Gefühle wie sexuelle Erregung, Neugier und Lust auslösen, bewirken einen starken Wiederholungsdrang (positive Verstärkung). Die verstärkte Dopaminausschüttung bei erlebter „Belohnung“ führt dazu, dass sich das Gehirn diese Situation besonders intensiv einprägt und erinnert, um diese lustvolle Situation wiederholt aufzusuchen. Ein stärkerer Lerneffekt tritt auch durch die Abnahme unangenehmer Gefühle ein, indem der Konsument mit der Zeit die Erfahrung macht, dass Pornografie ein ideales Mittel zum Spannungsabbau, Stress- und Frustbewältigung u.v.m. sein kann (negative Verstärkung). Pornografie kann somit ein Instrument der Gefühlsregulation werden, wie es bei anderen stoffungebundenen Süchten zu beobachten ist.

³¹ Sozial-kognitive Lerntheorie nach Bandura



3. Klassische Konditionierung (Kopplung)

Zuvor neutrale (nicht-sexuelle) Stimuli können durch die wiederholte Verknüpfung mit sexuell erregenden Bildern schließlich die gleiche emotionale und körperliche Reaktion auslösen. Auf diese Weise kann durch die Abbildung von Kindern im sexuellen Kontext bei häufiger Darbietung das sexuelle Interesse auf Kinder übertragen werden. Durch das wiederholte Schauen von Gewaltpornografie, verbunden mit sexueller Erregung, werden Gewaltphantasien und Sexualität fest miteinander verknüpft. Diese neurobiologisch durch synchrone Erregungsmuster verankerte Kopplung ist selbst dann wirksam, wenn eine kognitive/rationale Distanzierung von dem Gesehenen stattfindet. Darum ist es fatal zu glauben, es genüge, mit Kindern/Jugendlichen über die Inhalte zu reden, so dass sie Realität und Medien unterscheiden könnten.

Nicht nur das Sehen konditioniert, sondern auch das Tun. Wenn Pornografiekonsum in Verbindung mit Masturbation über einen längeren Zeitraum regelmäßig in bestimmte Kontexte (z.B. bestimmte Gefühlszustände wie Frust oder Langeweile oder nachfolgend auf andere PC-Aktivitäten) eingebunden ist, werden künftig eben diese internen oder externen Bedingungen zu Auslösern für den Drang, umgehend Pornografie zu konsumieren.

Die klassisch konditionierte und durch Belohnung verstärkte Kopplung der sexuellen Erregung an Pornografie- bzw. Cybersexangebote vermag auch die von vielen Betroffenen und ihren Partner/innen beschriebene Erfahrung erklären, dass das sexuelle Interesse und Begehren an Pornografie gebunden wird bei zunehmendem Desinteresse an der realen Partnerin bis hin zur Impotenz in der partnerschaftlichen Sexualität. Letztere kann auch durch die konditionierte Kopplung der sexuellen Erregung und Befriedigung an extreme visuelle Reize und an bestimmte Haltungen (harter Griff...) erklärt werden, die mit partnerschaftlicher Sexualität unvereinbar sind.

4. Habituation und systematische Desensibilisierung (Gewöhnung)

Die emotionale Reaktion auf einen Reiz verringert sich bei häufiger Darbietung. Zu deutsch: „Man gewöhnt sich an alles.“ In den Worten einer 17-Jährigen: „Ich hab schon so viel gesehen. Ich brauch schon was Härteres, was mich noch anturnt!“ Gewöhnungs- bzw. „Habituationsprozesse“ sind sowohl für die Toleranzentwicklung und die bei längerer Konsumdauer häufig beschriebene Suche nach drastischeren Inhalten verantwortlich als auch für die dafür notwendige Desensibilisierung („Abstumpfung“) von Empathie, Mitgefühl, Ekel oder Schamgefühlen.

Weitere psychologische Wirkfaktoren und Erklärungsmodelle

Theorie des sozialen Vergleichs:

Demnach ist der Mensch stets bestrebt, eigenes Erleben oder eigene Leistung zu vergleichen – möglichst, um sich besser zu fühlen oder um sich der eigenen Normalität zu vergewissern (Bedürfnis nach Zugehörigkeit zur sozialen Gemeinschaft). Dieser Vergleich findet bewusst und unbewusst statt. Im Bereich der Sexualität sind Vergleiche – aufgrund der Privatheit des Erlebens – auf medial inszenierte Sexualität oder frühere PartnerInnen angewiesen.

Da selbst ein erfüllendes Sexualleben neben pornografischen Standards abfällt, scheint es nur logisch, dass eine der am besten dokumentierten Folgen von Pornografiekonsum die steigende Unzufriedenheit mit der eigenen Sexualität und mit der Attraktivität der Partnerin (bzw. des eigenen Körpers) ist.

Priming und Erregungstransfer-Theorie:

Nicht abgebaute emotionale Erregungszustände werden auf nachfolgende Situationen übertragen. Nachfolgende Reize werden dann (i.S. des Primings) unter dem Vorzeichen dieses Gefühls gedeutet. Sieht sich ein Pornografiekonsument beispielsweise unterwegs erotische Bilder auf seinem Smartphone an, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass er

danach auch Frauen, die ihm begegnen, sexualisiert wahrnimmt. So wäre zu erklären, warum Vielkonsumenten von Pornografie sich fast ständig gedanklich mit sexuellen Inhalten beschäftigen – auch wenn sie offline sind.

Multikausalität

Natürlich wirken diese und weitere psychologische Lerngesetze nicht in mechanistischer Weise, sondern in Abhängigkeit von vielen individuellen und sozialen Faktoren wie zum Beispiel emotionaler und sozialer Kompetenz, Fähigkeit zur Impulskontrolle, Vorerfahrungen und Voreinstellungen, Bindungsstil und sozialem Umfeld. Diese Aspekte heben allerdings neurobiologisch wirksame Lernprozesse nicht auf, sie können vielmehr schützend wirken oder eine Gefährdung verstärken.

Selbstwahrnehmung und Third-Person-Effekt

Wenn 47 Prozent der Jungen meinen, sie können durch Pornos etwas lernen (Dr.Sommer-Studie, 2009), so beantworten sie selbst die Frage, ob Pornografiekonsum sie beeinflusst oder nicht. Gefragt nach den Motiven zum Pornokonsum wird als erstes genannt „Sie erregen mich.“ Als zweit- und dritthäufigstes Motiv: „Sie liefern Ideen für den eigenen Sex.“ und „Sie zeigen, wie der/die Partner(in) befriedigt werden kann.“ (Online-Befragung, Weber & Daschmann, 2010).

Die Aussage „Sie zeigen, wie die meisten Menschen Sex betreiben.“ wird als Konsummotiv (!) erst an 10. Stelle genannt. Daraus schließt Weber (in BZgA-Forum 1- 2009, S. 17-18) einen reflektierten, Realität und Fiktion unterscheidenden Umgang mit Pornografie: „Jugendliche sehen sich Pornografie also im vollen Bewusstsein ihrer Künstlichkeit an.“ Die erstgenannten Motive werden im selben Artikel verschwiegen.

Die Unterstellung eines weitgehend reflektierten und medienkompetenten Umgangs von Kindern und Jugendlichen mit pornografischen Inhalten lässt außer Acht, dass eine rationale Bewertung und sozial erwünschte Antwort („Das ist nicht realistisch“) sowie soziale Aspekte wie Gruppendruck auf der einen und eine emotionale, motivationale und neurobiologische Ansprechbarkeit und Wirkung auf der anderen Seite differenziert werden müssen.

Grimm (2010, S. 236-7) stellte in ihrer Interviewstudie mit Jugendlichen vermehrt einen Third-Person-Effekt fest: Negative Einflüsse von Pornografie (wie Abstumpfung) werden eher für Jüngere befürchtet, nicht aber für sich selbst. Auch äußern Jugendliche die Vermutung, dass durch Pornografie ein sexueller Leistungsdruck für Jungen und ein Perfektionsdruck für Mädchen entstehen könnten, persönlich sehen sie sich jedoch hiervon kaum betroffen.

In der oben zitierten Studie mit schwedischen SchülerInnen, die einen eindeutigen Zusammenhang zwischen Pornografiekonsum und übernommenen sexuellen Verhaltensweisen und Praktiken zeigte, gaben gleichzeitig 71% der Heranwachsenden an, dass sie der Überzeugung sind, Pornografiekonsum beeinflusse ihre Freunde/Peers, aber nur 29% glauben, dass sie selbst davon in ihrem Verhalten beeinflusst werden (Häggström-Nordin et. al., 2005).

Menschen neigen dazu, ihre eigene Unabhängigkeit und Unbeeinflussbarkeit durch Medien zu überschätzen. Bei Jugendlichen kommt der Coolness-Faktor noch hinzu. Sie geben zu, härtere Clips, die untereinander weitergereicht werden, als eine Art Mutprobe anzuschauen. Was das mit ihnen macht, wird jedoch gewöhnlich verschwiegen oder bagatellisiert. Ein betont lässiger Umgang mit Pornografie ist sozial erwünscht fast zwingend. Häufige Konsumenten neigen zudem dazu, Nichtkonsumenten negativ (als kindlich oder verklemmt) zu bewerten (Weber & Daschmann, 2010).

In einer Interviewstudie (Löfgren-Martenson & Mannson, 2010), die in der Fragestellung der Hamburger Studie vergleichbar ist, gab eine Teilnehmerin zu, sie fühle sich

*Menschen neigen dazu,
ihre eigene Unabhängigkeit
und Unbeeinflussbarkeit durch Medien
zu überschätzen.
Bei Jugendlichen kommt der
Coolness-Faktor noch hinzu.
Sie geben zu, härtere Clips, die
untereinander weitergereicht werden,
als eine Art Mutprobe anzuschauen.
Was das mit ihnen macht,
wird jedoch gewöhnlich verschwiegen
oder bagatellisiert.*



angesichts der pornografischen Schönheitsideale „very unattractive ... you can say that you aren't influenced by this, but no one can resist. You do want to have these ideal bodies“ (S. 574). Wir haben mehrfach erlebt, dass die gleichen Jugendlichen, die einst auf Nachfrage cool betont haben „Das ist nur Spaß und Unterhaltung!“, später zugaben, dass sie schon damals fast täglich konsumierten und nicht mehr ohne Pornos auskamen. Die Offenheit, die andere und viel entscheidendere Seite der eigenen Gefühle, Bedürfnisse und Ambivalenzen anzuschauen und mitzuteilen, ist weder in wissenschaftlichen Interviews zu erwarten noch im Peer-to-Peer-Kontakt. Dieses heikle Thema braucht Beziehung und Vertrauen, damit echte Offenheit entstehen kann.

Der Third-Person-Effekt kann aber genutzt werden, um genau diese Seite des Konsums anzusprechen: Welche Bedürfnisse spricht Pornografie an? Warum hat es eine solche Sogwirkung? Warum kommen wir („die anderen“) so schwer davon los, selbst wenn es die Partnerschaft gefährdet?

Darum soll es im nächsten Kapitel gehen.